Jugend im Volk

Beilage der Deutschen Rundschau in Polen | 20. 9. 1936 | Nr. 37

Gedanken zum Führerprinzip.

Im *„Schwarzen Korps"* finden wir in Nr. 32 an leitender Stelle einen Artikel, der grundlegende Äußerungen zum Führerprinzip enthält und dabei die vielfachen Auswüchse mit einer erfreulichen und anerkennenswerten Offenheit geißelt. Der Artikel enthält darüber hinaus Gedanken, die auch für die Auslanddeutschen sehr beachtenswert sind.

Je größer die Aufgaben sind, die eine Zeit den Menschen stellt, um so deutlicher hebt sich der Kreis derjenigen, die nur dem *Scheine* nach den Aufgaben gerecht werden, heraus. Wo man am eindringlichsten an die höchsten Werte appelliert, wird es immer wieder einzelne Versuche Minderwertiger geben, im Schatten und auf Kosten der berufenen Auslese sich mit dem Scheine und der Haltung des eigentlich Wertvollen zu umgeben.

Stellen wir uns einmal einen braven, aber an sich herzlich unbedeutenden Zeitgenossen vor, dessen brennender Wunsch unglückseligerweise ist, auch einmal befehlen zu können. Er will nicht warten, bis er zu einer Aufgabe berufen wird, die eine größere Verantwortung auf seine Schultern legt. Vermutlich könnte er lange warten; sein brennender und verzehrender Ehrgeiz würde unter seinen Fähigkeiten so ziemlich allein stehen, und deshalb kann er ja eben nicht berufen werden. Angenommen: Der kleine Moritz mit seinen Machtkomplexen wird ein großer Moritz, und das Unglück will es, er lernt zunächst einmal, nicht vorhandene Fähigkeiten geschickt vorzutäuschen; einer, der ihn noch nicht genau kennt, fällt auf ihn herein.

Der Macht-Komplex.

Unser Freund wird Vorgesetzter irgendwo in einem Amt, in einer Formation. Er weiß, daß nun die Wichtigkeit seiner Persönlichkeit anerkannt ist (für eine gewisse Zeit nach außen jedenfalls). Kameraden von einst, die im Rang nicht gestiegen sind, so bildet sich nun besagter Zeitgenosse ein, sind unbedingt weniger wert als er. In wuchtigen Reden werden zunächst alle Zeitgenossen von der Autorität des großen Moritz überzeugt. In den Amtsräumen, die er übernommen hat, werden die Fernsprechleitungen umgelegt, eine Mithöreinrichtung im Zimmer des Chefs wird zur Vertiefung des Vertrauens eingerichtet, die Abteilungen werden neu organisiert, ein erstes Rundschreiben umreißt die gewaltigen Kompetenzen.

Bei der Arbeit zeigt es sich nun leider, daß das Führen gar nicht so einfach ist. Der neugebackene Vorgesetzte möchte aber nun nicht gern zeigen, daß er eigentlich noch nicht viel kann und sich beraten lassen muß. Er sieht seine Autorität wanken und will sich so kleine Schwächen, wie sie jeder hat, und den Mangel gründlicher Erfahrung auf gar keinen Fall anmerken lassen. **Die innere Unsicherheit muß nun durch um so größere äußere Sicherheit wettgemacht werden. Der Abstand zu den Kameraden von einst wächst zusehends. Welcher Mann aus seiner Gefolgschaft ist ihm nun der liebste?**

Der *„Untergebene"* ist ihm der liebste, der es ihm gern und oft und laut bestätigt, daß er, der „Vorgesetzte", ein ganz besonders tüchtiger Kerl sei. Sicher merkt dieser in seiner Dummheit gar nicht, daß ein solcher „Untergebener" hinter seinem Rücken genau umgekehrt über ihn spricht. Wenn sich einer der „Untergebenen" aber doch unterstehen sollte, hier und da sachliche Einwände zu erheben und dies oder das auszusetzen oder vielleicht gar einen Gegenvorschlag zu irgendeiner Frage zu machen, dann ist das dem „Chef" ein untrügliches Zeichen dafür, hier einen gefährlichen Gegner vor sich zu haben, der gewiß nur seinen Posten haben möchte. Also duckt man ihn nun, und wenn nötig, arbeitet man heimlich gegen ihn, alles aus dem Glauben heraus, der inzwischen zur Selbstverständlichkeit geworden ist, der eigene Wert sei unbestritten und die Fähigkeit eines anderen wäre nichts dagegen.

Dieser Mensch aber steht immer am Rande des Abgrundes. Wehe, wenn einmal der Augenblick kommt, wo er nicht nur die dienstliche Korrektheit seiner Mitarbeiter, sondern ihre *freudige Mitarbeit*, ihren absoluten und entschlossenen Einsatz für ihren Führer braucht! Diese Probe kann jeden Tag kommen, durch einen Zufall, einen Fehler, eine unbedingt zu lösende Aufgabe, wehe, wenn der minderwertige Führer dann nicht das Vertrauen seiner Männer besitzt. Dann ist sein Sturz gewiß, mit eiserner innerer Folgerichtigkeit vollzieht sich das Schicksal.

Ein anderer Typ als die wild gewordenen Ehrgeizlinge, die Tyrannen in Taschenformat, sind die *peinlichen Bureaukraten*. Ihnen ist oftmals Sachkenntnis durchaus nicht abzusprechen. Was sie vom Führertum jedoch trennt, ist die Tatsache, daß sie in keinem Falle gewillt sind, irgendeine Verantwortung zu übernehmen. Sie nehmen geduldig alles hin und führen Anordnungen und Kompetenzen buchstabengemäß durch. **Sie sehen nur den Apparat, die Organisation, die Zellen der Ordnung. Ihnen ist die Handlungsweise eines Yorks in den Befreiungskriegen ein Greuel; sie hätten sich nicht hinter Hitler, sondern hinter Kahr gestellt.**

In beiden Fällen handelt es sich um **Verzerrungen des Führertums**. Der erste sieht nur den Menschen. Er sieht im Führertum ausschließlich eine Rangordnung von Personen. Gegen diese reine Herrschaft von Menschen über Menschen hatte sich mit vollem Erfolg das Jahrhundert der Demokratien und des Parlamentarismus gewandt, mit vollem Recht auch einer Führerordnung gegenüber, die in ihren Rechten nur noch persönliche Vormachtstellungen sah.

Das ursprüngliche Führertum hatte seine innere Zielsetzung verloren, die ehrgeizigen und eigensüchtigen Fürsten der Kleinstaaten hatten kein Recht zur Herrschaft mehr, da sie sich nicht mehr als Diener des Staates, sondern den Staat als persönliches Machtmittel empfanden. Als dieses Scheinführertum Regel und System wurde, hatte die Stunde des Führertums und damit einer geordneten Organisation des Volkes selbst geschlagen.

Bei uns ist es heute so, daß das Scheinführertum mit innerer Folgerichtigkeit sich totläuft, während das echte Führertum durch die Erziehung und Auslese immer natürlicher wächst und sich formt. Und wir wollen keineswegs auf das kommnede Jahrtausend vertrösten, wenn wir uns klarmachen, daß die Neubildung einer Führerschicht in der Geschichte niemals eine Sache von ein paar Jahren war. Und auf den Gang unseres Volkes durch diese Geschichte kommt alles an, aber gar nichts auf die kleinen Angeber und die undisziplinierten Kritikaster. Sie nützen und schaden im Grunde nichts; unsere Kraft gilt der Tat, dem Schaffen, der Zukunft! Die gläubigen Kämpfer im Dienste der Aufgabe gestalten noch immer die Geschichte!

Heinrich Frohgemut:

Der Weg der auslanddeutschen jungen Generation.

Als dritte und letzte Folge schließen wir heute die Wiedergabe des Rundblicks über die auslanddeutsche Jugend von *Heinrich Frohgemut* ab, die wir der mehrfach von uns gerühmten Berliner Monatsschrift *„Volk und Reich"* entnommen haben. Dabei möchten wir nicht unerwähnt lassen, daß soeben das neueste Heft dieser von Friedrich Heiß herausgegebenen Sammlung erschienen ist, das den Titel *„Nordosteuropäische Aufgaben"* trägt. Nach Inhalt und Ausstattung verdient auch diese Arbeit die beste Zensur; zugleich aber ist es für uns Deutsche in Nordosteuropa besonders interessant zu lesen.

Der Aufsatz von Heinrich Frohgemut führt uns heute nach Siebenbürgen im Südosten, sowie nach Eupen-Malmedy und Elsaß-Lothringen im Südwesten.

Der Arbeitswille der deutschen Jugend in Gesamtrumänien ist oft genug eindeutig unter Beweis gestellt worden. Herausgewachsen aus der völkischen Erneuerungsbewegung, fanden sich frühzeitig über die aufbauenden Kräfte der Jugend zusammen, um eine neue Zukunft für ihr Volkstum zu erringen.

Angesichts des staatlichen „Gesetzes zur Erziehung der Jugend" war es im vergangenen Jahre die erste Aufgabe des kurz vorher gegründeten *Landesjugendamtes* für Rumänien, für die deutschen Jugendorganisationen in Rumänien die einwandfreie staatliche Anerkennung zu erreichen. Der Plan zur Errichtung des Jugendamtes war schon früher in Übereinstimmung mit der Volks- und Kirchenleitung gafaßt worden und sollte nun durch die staatliche Legalisierung seine endgültige Form erhalten. Nach verschiedenen Vorsprachen bei den zuständigen rumänischen Stellen konnte an die Gründung der einzelnen Ortsgruppen gedacht und in den darauffolgenden Monaten in allen Städten und Marktflecken eine rege Tätigkeit entfaltet werden.

Deutscher Glaube.

Von E. G. Kolbenheyer.

Wer kann unsre Seele töten,
Wer das junge Blut verderben!
Ringt der Baum in Sturmesnöten,
Rinnt der Stamm aus offnen Kerben:
Tief im Boden — tausend Streben,
Eng geschlungen,
In die schwere deutsche Erde hart gedrungen —
Hält die Wurzel und saugt Leben.

Wer kann unsre Herzen zwingen,
Wer die hellen Augen blenden!
Not lehrt deine Pulse singen,
Not wird deine Blicke wenden
Tief in dich, wo — tausend Streben,
Eng geschlungen,
In die schwere deutsche Erde hart gedrungen —
Deines Blutes Wurzeln leben.

Wer kann unsre Hände binden,
Wer den Flammengeist vernichten!
Unser Werk wird Freiheit finden,
Wird die bange Nacht durchlichten:
Bodentreu, durch tausend Streben,
Eng geschlungen,
In die schwere deutsche Erde hart gedrungen,
Quillt uns Leben, unser Leben.

(Aus E. G. Kolbenheyers vor kurzem in neuer Auflage erschienenen Gedichtband „Lyrisches Brevier", Verlag Albert Langen/Georg Müller, München).

Unmittelbar aus der Jugendarbeit heraus war das große Werk des *deutschen Arbeitsdienstes* in Rumänien entstanden, das durch die Stellungnahme der Behörden eine Stockung erfahren hatte. Es war notwendig, diese Arbeit soweit wie möglich wieder aufzunehmen und fortzuführen, und es gelang auch, zunächst eine behördliche Bewilligung für ein „Probe-Arbeitslager" (Jakobsdorf) und ein weiteres im Banat zu erhalten. Nach der reibungslosen Durchführung der dortigen Arbeiten zeigte sich ein etwas größeres Entgegenkommen seitens der Rumänen, und es gelang, bis Ende Oktober 1935 sowohl in Siebenbürgen wie im Banat mehrere Arbeitslager einzurichten und durchzuführen, in denen Hunderte von Burschen und Mädeln praktisch zum Dienst an der Volksgemeinschaft eingesetzt wurden. Die Einsatzbereitschaft der deutschen Jugend machte jedoch noch nicht Halt. In mehreren Gemeinden Rumäniens wurden Landhilfe- und Freizeit-Lager für Jungen und Mädel eingesetzt. Der Arbeitsdienst rief außerdem mit Erfolg zu einer Gemeinschaftsarbeit „Für Heimat und Scholle" auf und führte für die Jugend verschiedene Arbeitssonntage durch. Im Buchenland und im Banat kann der im gleichen Geist durchgeführte Schuldienst ebenfalls als geistiger und völkischer Arbeitsdienst gewertet werden.

Die *reine Jugendarbeit* wurde mehr und mehr zum westlichen Träger aller Zusammenkünfte der Volksgemeinschaft. Die Fest- und Feiergestaltung paßte sich naturgemäß dem Verlauf des Jahres und den Jahreszeiten an. Überall feierte die Jugend gemeinsam mit der ganzen deutschen Bevölkerung das Erntedankfest. Die Trachtenzüge verschönten die schlichten Feiern, die meist in fröhlichem Tanze endigten oder auch durch ein passendes Spiel ihren Abschluß fanden. Besonders gemeinschaftsbildend waren die von sämtlichen Jugendgruppen begangenen *Feiern am Tage des Heldengedenkens*. Durch Schwierigkeiten seitens unserer Behörden wurden diese Feiern oftmals stark behindert; doch durch Schmücken der Heldenfriedhöfe ließ es sich die Jugend nicht nehmen, trotzdem der gefallenen Toten zu gedenken. Mit den Weihnachtsausstellungen, die diesmal in jeder deutschen Stadt und in jedem größeren Marktflecken durchgeführt werden konnten und schöne Erfolge ergaben, konnte nochmals die gesamte Volksgemeinschaft auf den Willen der deutschen Jugend hingewiesen werden. Den Abschluß des vergangenen Jahres bildeten die gemeinsam durchgeführten Sonnenwendfeiern, die den Ring der Gemeinschaft enger zusammenschlossen und das Gelöbnis erbrachten, auch in Zukunft zu Kampf und Arbeit zusammenzustehen und dem Volke die Treue zu halten.

Das viele Neue, das in dieser Zeit auf kulturellem Gebiet geschaffen werden konnte, fand seinen äußeren Ausdruck in der Einrichtung des Amtes für *Laienspiele*, mit dessen Hilfe ein neues Liederbuch „Kameraden wir marschieren!" und eine neue Auflage der deutschen Volkstänze herausgegeben werden konnte. Hierbei wurde besonders auch die *Stefan-Ludwig Roth-Schar* eingesetzt, die in Kronstadt und Umgegend Träger vieler Abende war, und nach deren Muster auch in den anderen Teilen des Landes Spielscharen die Gemeinden besuchten. Neben den vielen Dorfabenden und Spielen traten die Jugendgruppen bei den *Schwabenbällen* besonders hervor und brachten durch ihre Beteiligung in den schönen Trachten eine Belebung und Auffrischung dieser alten Volksfeste.

Der Westen.

Im Westen ist die Öffentlichkeit gerade in letzter Zeit durch gewisse Maßnahmen belgischer Behörden gegen führende Persönlichkeiten der heimattreuen Bewegung auf **Eupen-Malmedy** hingelenkt worden. Diese Maßnahmen haben nicht nur der heimattreuen Bewegung, sondern auch dem Belgischen Staat, der sich mit Stolz als das Land der ausgeprägten demokratischen Freiheit bezeichnet, einen sehr schlechten Dienst erwiesen. Solche Ereignisse sind nur dazu angetan, eine Atmosphäre des Mißtrauens und der Unruhe in dem Verhältnis des Staates zu der Bevölkerung dieser Gebiete aufkommen zu lassen, die gerade dort unangebracht ist, wo ein gedeihliches Zusammengehen nur auf der Basis des *gegenseitigen Vertrauens* erreicht werden kann. Eine heimattreue Front kann sich niemals dazu hergeben, staatsfeindliche Ziele zu vertreten, muß sie doch immer ihre vornehmste und dringendste Aufgabe darin sehen, die politischen und kulturellen Ansprüche, die ihr innerhalb des Staatsverbandes rechtlich zustehen, zu verteidigen und die kulturelle und völkische Eigenart der Bewohner des Ländchens zu erhalten und zu pflegen.

Auch die *Jugend* von Eupen-Malmedy hat sich unter Ausschluß politischer Ziele tätig in den Dienst des *Heimatgedankens* gestellt. Ist es ja gerade *sie*, die viel vorbehaltloser und unbeschwerter alle die Ziele vertreten kann, die sie nach ihrem natürlichen Empfinden als richtig erkannt hat. Deshalb finden wir in den größeren Ortschaften Eupen-Malmedys immer wieder Gruppen, die neben ihren eigentlichen Aufgaben in der Jugendarbeit auch der Pflege des Volkstums weitgehend Beachtung schenken. Viele schöne Beispiele davon, wie diese Jungen und Mädel sich für den Heimatgedanken einsetzen, könnten hier angeführt werden. Wir begnügen uns damit, eines davon, einer Schilderung in den „Eupener Nachrichten" entsprechend, hier wiederzugeben:

„Arbeit für die Heimat.

Gestern hatten wir Gelegenheit, einer kleinen öffentlichen Veranstaltung der hiesigen „Kameradschaft" und der Eupener Jungmädel beizuwohnen. Die Jungen und Mädel traten mit dieser Veranstaltung zum ersten Male vor die Öffentlichkeit; sie wollten einmal zeigen, was in ihren Reihen getan und gearbeitet wird und gleichzeitig für ihre Vereine werben. Das Programm zeigte so recht, was diese Jungen und Mädel wollen, und was ihr Ziel ist: Liebe zur Heimat wecken und wachhalten durch Bildung des Gemeinschaftsgeistes, Wandern, Kennenlernen der Heimat, Kameradschaft und Zusammengehörigkeit. Wir hörten eine Reihe frischer Jugendlieder, Sprechchöre und Gedichte; Ausschnitte aus Heimabenden der Jungen und Mädel zeigten, womit sie und wie sie sich betätigen in ihrer täglichen Kleinarbeit. Zum Schluß wurde noch ein tiefsinniges Theaterstück aufgeführt, das starken Beifall fand. Es war eine schöne Werbeveranstaltung, die ein gutes Bild von dem gab, was die „Kameradschaft", die schon über zwei Jahre besteht, will"

Ähnlich geartet sind die Verhältnisse in der Jugend in **Elsaß-Lothringen**. Auch hier finden wir innerhalb der jun-

gen Generation den Willen zum Einsatz für eine freie und uneingeschränkte Entfaltung ihrer kulturellen völkischen Interessen. Trotz aller politischen Meinungsverschiedenheiten, die durch die große Zahl der bestehenden politischen Parteien erklärlich sind, finden wir immer wieder als gemeinsamen Zug das Bestreben, kommenden Generationen eine frei Gestaltung ihres kulturellen und völkischen Lebens zu gewährleisten, ein Anspruch, der eine rechtliche Begründung aus den vergangenen Jahrhunderten geschichtlicher und kultureller Größe der oberrheinischen Lande herleitet. Auch hier wollen wir das Volk selbst sprechen lassen in einem grundlegenden Artikel, der im vergangenen Jahr in der „ELZ“ (Elsässischen Landeszeitung), dem Blatt der heimattreuen Bewegung in Elsaß-Lothringen erschien:

„Soziales Volkstum.

Keine Bewegung kann zu einer wirklichen und dauerhaften Erneuerung eines Volkes führen, wenn sie nicht tiefe Wurzeln im Urgrund und Mutterboden menschlichen Gemeinschaftsinns schlägt. Das Volk von Elsaß-Lothringen leidet nun aber gerade an dem Versuch, es aus diesem Urgrund seines Wesens zu entwurzeln. Die Jugend soll dem eigenen Volkstum zum schlimmsten Gegner erzogen werden. Da darf es keine Spaltung in gesellschaftliche Klassen, welanschauliche Bekenntnisse und politische Interessenklüngel geben, da kann es nur eines geben: die Weckung des Urbewußtseins, mannhaftes Auftreten aller, die sich noch als bodenständige Elsaß-Lothringer verbunden fühlen, und die straffe Heranziehung und Verpflichtung dieser elsaß-lothringischen Jugend auf ihr eigenes Volk. Vernunft und Forschung und planmäßige Arbeit gehören selbstverständlich dazu, neue und bessere Wege für das menschliche Gemeinschaftsleben zu bahnen. Aber die natürliche und lebendige Bestimmung des Menschen bildet die Grundlage und Voraussetzung jeder gesunden Gemeinschaft und jeden wahren Volksstaates. Dasbodenständige elsaß-lothringische Volkstum ist das gegebene Gemeinsame das uns alle von Ursprung an verbindet. Darauf muß die höhere Gemeinschaft des politischen Gedankens und Handelns aufbauen. Nottut eine feste und sichere Willensgemeinschaft, ein Aufgehen des kümmerlichen Parteiklüngels, der Aufmarsch des ganzen tätigen Volkes unter einheitlicher Führung zum Kampf für seine Selbstbestimmung, sein angestammtes Volkstum, die Verfügung über seinen Grund und Boden, seine Arbeitsleistung und seine geistigen Werte. Die Elsaß-Lothringer wollen, daß ihre Muttersprache wieder die voll anerkannte öffentliche Sprache ihres Volkes und Landes werde, wie das bei jedem freien Volk selbstverständlich ist. Das elsaß-lothringische Volk will, daß die Einrichtung seines Landes von bodenständigen Volksgenossen selbständig verwaltet werden, es will, daß die Einkünfte des Landes von seiner eigenen Landesvertretung geregelt und verteilt werden, damit sie in höherem Maße der Wohlfahrt des eigenen Volkes dienen. Es will, daß jeder Volksgenosse in gerechter Weise teilhabe an den materiellen und geistigen Gütern der Heimat. In diesem Willen sollen sie alle zusammenstehen und zusammen kämpfen als die elsaß-lothringische Volksbewegung, für den Sieg eines sozialen elsaß-lothringischen Volkstums, für die Zukunft von Kindern und Kindeskindern.“

Im Weltpostamt der Jugend.

14 Millionen Kinder tauschen ihre Gedanken aus. — Aus der Arbeit des „Jugend-Rot-Kreuz“.

(Nachdruck, auch auszugsweise, verboten.)

Die ganze Klasse muß es sein . . .!

Die Olympischen Spiele haben in der Jugend der ganzen Welt erneut den Wunsch wach werden lassen, etwas von den Jungen und Mädels anderer Völker zu erfahren — und ganz besonders in Deutschland, das sich ja immer nach der Ferne sehnt. Vor allem jetzt, seitdem erst kürzlich ein Ministerialerlaß die Lehrer dazu angehalten hat, derartige Bestrebungen zu fördern. Der beste Weg dazu wäre vielleicht eine Reise, allein er muß schon an der Kostenfrage scheitern. Außerdem käme er auch nur einem bestimmten Kreis zugute. Dafür gibt es aber einen anderen Weg der Verbindungen ins Ausland — wenn auch nur ein Weg der Phantasie und Gedanken. Das „Rote Kreuz“ hat ihn gewiesen. . . .

Der einzelne Schüler, der — ob durch Schüleraustausch oder auf andere Weise — Bekanntschaft mit Ausländern gemacht hat und mit ihnen nun im Schriftwechsel bleiben will, oder wer einen entsprechenden Anschluß sucht, bekommt beim akademischen Austauschdienst solche Anschriften nachgewiesen. Wo jedoch als Ergänzung zum geschichtlichen, volkskundlichen und fremdsprachlichen Unterricht derartige Beziehungen gewünscht werden — und das wird vorwiegend in Volksschulen der Fall sein —, kann die Hilfe des „Roten Kreuzes“ in Anspruch genommen werden. Dieses hat eine hierfür besonders geeignete Einrichtung: das „Jugend-Rot-Kreuz“.

Nicht nur Deutschland, fast alle Staaten, in denen der Gedanke des „Roten Kreuzes“ verwirklicht wurde, haben sich daran beteiligt. Denn in allen Gegenden der Welt gibt es Jungen und Mädels (und auch Lehrer), die mitmachen wollen. Jede Klasse kann sich das Land aussuchen, mit dem sie in Verbindung treten will: „Jugend-Rot-Kreuz“ veranlaßt das Weitere.

Das ist ein Freudentag,

wenn eine derartige Sendung eintrifft. Wochenlang war sie unterwegs. Ein Begleitschreiben spricht von den Wünschen und Gedanken der Absender, von ihren Arbeiten und ihrem Leben; aber mehr als Worte kündet von fremdem Volk, was mitgeschickt wurde: Modelle, Kleidungsproben, vertrocknete Blätter von seltenen Bäumen und ähnliches mehr.

Und diesem einen Freudentag folgt bald ein zweiter: dann nämlich, wenn es heißt, zu antworten. Da wird tagelang von nichts anderem gesprochen als von dem, was man in die Ferne senden soll. Die kleinen Künstler unter den Schülern malen nun mit großem Fleiß und Eifer Bilder ihrer Umwelt: die Schule, den Markt, den Spielplatz. Die Mädchen sticken Handarbeiten. Sie zeigen, was an alter Überlieferung bei ihnen bewahrt bleibt. Sie legen Proben ihrer Puppenkleider bei, die Jungen beweisen ihre Fähigkeit zu basteln — und das Schöne ist, daß niemand davon ausgeschlossen wird.

Das „Weltpostamt der Jugend“ — so hat das „Jugend-Rot-Kreuz“ diesen Teil seiner Arbeit einmal genannt — ist dabei nicht allein Vermittler, seine Aufgabe reicht weiter: es übersetzt die Begleitschreiben und weist vor allen Dingen Anschriften nach. Ja, unter Umständen ist es sogar bereit, Anregungen für die Briefe zu geben und den Lehrern bei der Aufstellung eines Planes behilflich zu sein, nach dem sie zielbewußt diesen Briefwechsel aufbauen und in den Unterricht einfügen können.

Was die Kinder sich schreiben . . .

An erster Stelle stehen bei diesem Briefwechsel die Japaner und Amerikaner; doch auch die nordischen Länder, Australien, Indien und einige südamerikanische Staaten machen gern und reichlich mit. Was pflegen sich aber die Kinder zu schreiben — die aus Ostpreußen denen in Griechenland, die aus Kalifornien denen im schwäbischen Dorf, die aus der Mark Brandenburg in die Türkei, die aus Japan nach dem thüringischen Städtchen . . .?

Da verraten z. B. die Schüler eines kleinen Haffdörfchens im Samland, daß sie zwar 70 in der Klasse sind, aber nur einen Lehrer haben, was vermutlich im Fernen Osten Erstaunen — und vielleicht ein wenig Neid hervorrufen wird. Andere schreiben: „Wir sind im ganzen 26 Kinder, haben nur eine Klasse, sind aber glücklich und zufrieden. Wir wohnen sehr einsam, der nächste Bahnhof ist 7, die nächste Stadt 12 Kilometer entfernt.“ Da klingt es von Amerika ähnlich und doch ganz anders: ein Bild zeigt eine fahrbare Schule, sie ist in einem Eisenbahnwagen untergebracht — herrlich, der Zug steht im Schnee, und Eiszapfen hängen an den Fenstern. Ein anderes Bild zeigt eine Schule in Montana: eine einfache Holzhütte, eine einzige Klasse. Bloß vier Kinder besuchen sie und haben trotzdem eine Lehrerin für sich ganz allein. Was müssen die viel lernen . . . .!

Da wollen deutsche Kinder von denen in Uruguay wissen, was für Bäume dort wachsen, ob es einen Sportplatz gibt und Fußball gespielt wird — und ob noch wilde Indianer in der Umgegend leben. Natürlich wird bei dieser Gelegenheit um einen „echten indianischen Pfeil“ gebeten. „Und noch eine letzte Frage: kennt Ihr Kartoffelflinsen und Kartoffelsuppe?“

„Jeder soll sein Vaterland lieben!“

Ernster ist da eine französische Schule. Sie spricht einen schönen Gedanken aus: „Wie Ihr das Eure, lieben wir unser Vaterland, und das ist wohl sehr natürlich, nicht wahr? So, wie Ihr den Glauben habt, daß jeder sein Vaterland lieben soll, und wie Ihr und Euer Führer wünscht, daß jeder in Frieden mit den anderen Völkern lebt — so wünschen wir es auch.“

Japaner haben folgendes mitzuteilen: „Wenn wir daran denken, daß Ihr diese übersandten Gegenstände erst in einem Monat berühren werdet, fühlen wir uns ein bißchen traurig. Aber schließlich — ein Monat in einer großen Freundschaft, die wir uns ganz lange wünschen, so lange, daß sie kein Ende haben wird — da ist ein Monat so gut wie gar nicht.“ Japaner haben überhaupt hübsche Einfälle. Meinen da doch einige ABC-Schützen: „Bald haben wir hier das Puppenfest. Wir wünschten, Euer Land läge näher, denn es wäre herrlich, wenn wir mit Euch spielen könnten. So aber spielen wir statt mit Euch mit einigen blauäugigen Puppen . . .“

Im ganzen sind es rund 14 Millionen Kinder in der Welt, die auf diese Weise Freunde in der Ferne suchen. Das deutsche „Jugend-Rot-Kreuz“ hat viele deutsche Schulen aller Gaue in diesen Austausch eingefügt, zur Freude und zum Nutzen nicht nur der Kinder, sondern zum Besten eines großen Gedankens im Dienst für das eigene Vaterland.

Justinus Kerner und die Nürnbergerin.

Zum 150. Geburtstag des Dichters am 18. September

„Dann hab' ich noch solche Dinge erlebt, die ich Dir aus Ärger, weil Du sie für erdichtet halten würdest, nicht schreibe, besonders mit Frauen, so sonderbar, so sonderbar, daß ich mich oft, bei Gott! recht mit Anstrengung besinne, ob nicht alles ein Traum ist.“

So schrieb Justinus Kerner im Mai 1809 aus Kassel an seinen Tübinger Freund Ludwig Uhland. Kerner, der Sänger des „Wohlauf noch getrunken den funkelnden Wein!“ und des „Dort unten in der Mühle“ und der Verfasser der mystischen „Seherin von Prevorst“, war damals nach Abschluß seiner Medizinstudien auf Reisen gegangen. Hamburg, wo sein gleichfalls als Arzt tätiger Bruder Georg wohnte, war sein erstes Ziel. Über Frankfurt und Kassel gelangte er dorthin. Und in Kassel hat er ein Erlebnis, ein entzückendes Erlebnis, so ganz im Stil der „romantischen“ Zeit (selbst die Haarlocke mit dem blauen Bändchen darum, fehlt nicht), daß sie uns aus den wenigen Zeilen eines Briefes mit all ihrem Schimmer und all ihren Sehnsüchten ersteht. Da schreibt er an Uhland von der nächsten Station, Göttingen, und hält sich nun doch nicht an das aus Kassel angekündigte Schweigen:

„Fuhr von Frankfurt mit mir nach Kassel ein noch recht unverdorbenes, gutes Mädchen von Nürnberg. Sie hatte Vater und Mutter verloren und reiste nach Kassel als Hausjungfer zu einem Bruder Brentanos, der dort ein außerordentlich reicher Kaufmann ist; ihre Mutter war aus Ludwigsburg gebürtig, die Tochter eines Hofrats, dessen ich mich noch dunkel erinnere. Ich bemerkte bald, daß mich das Mädchen recht lieb zu gewinnen anfing, suchte aber alles zu vermeiden, was ihr Herz krank machen konnte. Als wir aus dem Postwagen stiegen — es fuhr ein Türk mit und noch eine Frau —, tat mir das Herz sehr weh, wie ich sah, wie schmerzlich es dem Mädchen fiel, sich von mir zu trennen. Noch saß ich an dem Mittagessen, kam der Kellner und rief mich hinaus, da stand das Mädchen da. Ich hätte ihr einen Brief zum Einschließen versprochen (an einen Schulfreund in Frankfurt), ob er noch nicht geschrieben? „Es sei kein Mensch in Brentanos Haus, sie seien alle verreist, und sie sei nun so verlassen hier.“ Tat ich ihr den Vorschlag, spazieren zu gehen. Da gingen wir auf die Berge und sahen hinab auf die blühenden Gärten um Kassel. Gestand sie mir da, wie sehr lieb ich ihr geworden und wie sehr sie bereue, mich je kennen gelernt zu haben. Sagt ich ihr, daß sie es nicht zu bereuen habe, maßen ich ihr stets ein recht treuer Bruder bleiben werde. Mehr als ein Bruder sagte sie, sei ich ihr und fing bitterlich zu weinen an.“

Aber Kerner war damals schon mit seinem „Rickele“, Friederike Ehemann, die er 1813 heiratete, verlobt: Da zeigte ich ihr den Ring und gab ihr einen Brief (von seiner Braut) zu lesen, wie ich ihr nur ein Bruder sein könne.“

Und nun das Sonderbare, Schöne, das hat sie, was man nicht hätte glauben sollen, recht beruhigt und fast fröhlich gemacht. So erbat sie sich nur, daß ich sie nicht verlassen und öfter an sie schreiben soll, welches ich ihr auch versprach und schon hielt.“

Wir wissen auch, wie die forsche Nürnbergerin hieß, die so aufs Ganze ging. Im Nachlaß Kerners befand sich aus dem Mai 1809 ein Brief von einer „ewig liebenden Schwester Friederike Juliana Müller“ (bei Madame Fortis-Brentano), in dem sie dem „teuern, geliebten Bruder“ schreibt: „Ach, wie hat mich Dein Zutrauen erschüttert — wie schwer wurde mir mein Herz als Du mir sagtest, das Deinige sei nicht mehr frei; aber wie danke ich es Dir dennoch, daß Du mich nicht täuschtest, daß Du mich nicht in einem Wahn ließest, der mich vielleicht elend gemacht hätte. Hier, mein Freund, folgt auch meine Haarlocke; es ist die nämliche, die ich mir ausreißen wollte, aber Du gabst es nicht zu, weil Du glaubtest, es mache mir Schmerzen — glaube, Teurer, es geht leichter, eine Locke zerreißen als das Herz . . .“

Löwenzirkus schwimmt auf Elbkähnen.

Der weltberühmte Löwenbändiger Kapitän Alfred Schneider, der kürzlich in ungebrochener Schaffenskraft den 60. Geburtstag feierte, erzählte unserem cy-Mitarbeiter von seinen interessantesten Erlebnissen als Dompteur und von seinen Zukunftsplänen.

Der „König der hundert Löwen“, wie Kapitän Schneider vielfach genannt wird, begann seine Laufbahn als einfacher Matrose. Er ist als solcher drei Jahre zur See gefahren und hat den ganzen Erdball zweimal umschifft. Einmal wäre er auf seinen hiermit verbundenen Landreisen in der Wüste beinahe erfroren und einmal nahezu verdurstet. In der Glanzzeit des deutschen Radrennsportes von 1896—1903 war Kapitän Schneider neben Robbel, Fritz und Ludwig Oppel, Paul Albert und Willy Arendt, mit dem ihm noch heute eine herzliche Freundschaft verbindet, einer der bekanntesten Rennfahrer und erste Looping de Loop-Fahrer. Ein Zufall ließ ihn dann zum Tierbändiger werden. In einer englischen Hafenstadt waren zwölf Löwen billig zu haben, da sie ihren Dompteur — aufgefressen hatten. Kapitän Schneider erwarb die Tiere und legte damit den Grundstein zu seinem heutigen Ruhm als einziger Tierbändiger der Welt, der inmitten der Manege die brüllenden Wüstenkönige einzeln füttert.

Blutiger Zwischenfall im Käfig.

Natürlich ist Kapitän Schneider hierbei mehr als einmal nur mit knapper Not dem Tode entronnen. So hieb einmal während einer Vorstellung, als der Dompteur den hungrigen Löwen die blutigen Fleischfetzen in den Rachen warf, eines der Tiere mit der Tatze nach seinem Meister. Eine der nadelscharfen, langen dolchartigen Krallen drang durch den Daumenballen und kam an der Innenseite des Handtellers wieder zum Vorschein. Kapitän Schneider war also mit dem Löwen förmlich zusammengenagelt. Dieser glaubte sich nun bedroht und machte Miene, den Dompteur mit seinem furchtbarem Gebiß zu zermalmen. Da ließ sich Kapitän Schneider durch seine Leute von außen an den Gitterstäben festhalten und befreite sich durch einen einzigen, gewaltigen Ruck, durch den die ganze Hand zerrissen wurde, von dem Löwen. In die furchtbare Wunde legte er lediglich, wie er es in solchen Fällen stets zu tun pflegte, eine frische Zitrone, führte die Vorstellung ruhig zu Ende und trat auch am nächsten Abend wieder auf. Kapitän Schneider benötigt auf diese Weise bei Löwenbissen weder einen Arzt, noch ein Starrkrampf-Serum.

Wölfe überfallen den Transportzug.

Unglaubliche Strapazen hatte Kapitän Schneider mit seinen hundert Löwen auf einer Gastspielreise durch Sibirien zu bestehen. Nach einer äußerst stürmischen Überfahrt über das Schwarze Meer von Odessa nach Sewastopol, wobei die auf dem Oberdeck aufgestellten Löwenwagen um ein Haar ins Meer gerollt wären, führte ein Güterzug den Zirkus in mehrwöchiger Fahrt über Irkutsk durch ganz Sibirien nach Moskau. Die Kälte stieg dabei bis auf 65 Grad, die Güterwagen verwandelten sich durch den Atemdampf der Löwen in förmliche Eisgrotten und ließen sich kaum mehr öffnen. Die mitgenommenen Fleischportionen mußten mit Pickeln, Brecheisen und Hammer auseinandergeschlagen werden. Schließlich wurde der Transport auch noch von einem riesigen Rudel durch den Fleischgeruch angelockter Wölfe überfallen, die nur durch andauerndes Schnellfeuer vertrieben werden konnten. Zu alledem brach noch im Wohnwagen Kapitän Schneiders nächtlicherweile ein Brand aus, der jedoch durch des Dompteurs treue Dogge noch rechtzeitig mit den Pfoten ausgetreten werden konnte.

Keinen Appetit auf Wachspuppen.

In Rom, bei den Aufnahmen zu dem ersten Quo-Vadis-Film mit Emil Jannings in der Hauptrolle, kam es einmal zu einem folgenschweren Zwischenfall. Nach dem Drehbuch mußten sich die Löwen Kapitän Schneiders auf neunzig dem Tode geweihte Christen stürzen. Kapitän Schneider arbeitete ohne jedes Gitter, wobei nicht das Geringste passierte. Trotzdem wollte man bei den weiteren Aufnahmen vorsichtiger sein. Man stellte daher statt der Menschen Wachspuppen in die Arena, die beim Eintritt der Löwen an Schnüren gezogen wurden und die Arme flehend zum Himmel erhoben. Dies sah natürlich ziemlich komisch aus. Den Eindruck muß auch die Löwin gehabt haben, die Kapitän Schneider auch heute noch jeden Abend mit den drei Kugeln im Kopfe vorführt, die sie damals durch einen Polizisten erhalten hat. Kaum hatte nämlich die Löwin die Arena betreten, als sie auch schon einen Mauervorsprung erwischte und daran ganz unerwartet zu der scheinbar ganz sicher gelegenen Galerie hinaufspringen konnte, wo sie durch einen Biß ins Genick einen Statisten tötete.

Zirkus auf drei Elbkähnen.

Neuerdings hat Kapitän Schneider seinen ganzen Zirkus aufs Wasser verlegt. Er hat drei riesige Elbkähne erworben, die nebeneinander gekoppelt auf dem Oberdeck einem stattlichen Zirkus von 24 Metern Breite und 50 Metern Länge Platz bieten. Im Schiffsraum selbst liegen die Ställe für Löwen, Elefanten und Pferde, sowie die Aufenthalts- und Schlafräume für die Wärter. Selbst Duschen und römische Bäder hat man bei dem Entwurf der Pläne nicht vergessen. Es handelt sich also gewissermaßen um eine moderne Arche Noah, die sämtliche deutsche Ströme und großen Binnengewässer befahren wird. Kapitän Schneider hofft hierdurch die Transportkosten erheblich verringern und sich neue, noch von keinem Zirkus besuchte Wirtschaftsgebiete erschließen zu können.

Fragt man Kapitän Schneider nach der Ursache der erstaunlichen Jugendfrische und des Unternehmungsgeistes, die ihn noch im 60. Lebensjahr zu derartigen Leistungen befähigen, so erhält man die Antwort: „Ich habe in meinen jungen Jahren jeden Sport betrieben, den es damals gab. Ich war ein begeisterter Rad- und Autofahrer, lief gerne weite Strecken, spielte Fußball und betrieb auch das Schwimmen. Und so ist es gekommen, daß ich mich heute noch wie ein Vierziger fühle und trotz der vielen Fehlschläge, die auch mir im Leben nicht erspart geblieben sind, noch nicht ein graues Haar auf dem Kopf trage.“